Lona.

Roman von A. Lütetsburg.

(3. Fortsetzung.)

„Herr Doktor, Sie kennen das Mädchen, welchem die erste Gattin meines Mannes Aufnahme in ihrem Hause gewährte. Sie wissen auch, mit welcher Liebe das Kind erzogen worden, einer Liebe, die zu wenig geeignet war, gute Charaktereigenschaften auszubilden, bis mein Mann selbst die Nothwendigkeit erkannt hatte, das Kind in eine Erziehungsanstalt zu geben. Glauben Sie mir, er hat sie nicht weniger geliebt, weil er eine strengere Aufsicht für sie als wünschenswerth erachtete."

„Herr von Frohsdorf nahm niemals zu einer Aeußerung Veranlassung, die sich auf eine solche Sorge hätte beziehen können," sagte Herr Rohde mit sichtlicher Verwunderung. „Im Gegentheil! Es hatte den Anschein, als ob er nach Abfassung des Testaments von einer Sorge gepeinigt würde, daß für den Fall des Todes seiner Pflegetochter nicht Freiheit des Handelns genug eingeräumt worden sei, und als ich jetzt zu ihm berufen wurde, war ich der Meinung, daß er ein auf diesen Punkt bezügliches Codizill entwerfen zu lassen wünsche."

„In der That? Sie nehmen mir durch diese Mittheilung eine große Sorge vom Herzen, so wenig sich dieselbe auch mit seinen gerade in den letzten Wochen ausgesprochenen Wünschen in Einklang bringen läßt. So ist sie unabhängig?"

„Nein, gnädige Frau. Herr von Frohsdorf ist ja gestorben, ohne seine Absicht ausführen zu können. So muß nun Alles bleiben wie es ist."

„Es wäre mir nicht lieb, wenn mir die Sorge für die Zukunft des Mädchens ausschließlich zufallen sollte," sagte Frau von Frohsdorf mit einem Seufzer, während ihre Augen die nun folgenden Worte förmlich von den Lippen des Anwaltes zu lesen suchten.

„Es ist ja nur auf kurze Zeit, gnädige Frau. Fräulein Ilona Rechten wird an ihrem einundzwanzigsten Geburtstag ganz selbstständig sein."

„Und mein Gatte hat ihr ein Capital ausgesetzt, um anständig leben zu können?"

„Fräulein Rechten ist nach dem Wunsche der ersten Gemahlin des Herrn von Frohsdorf Universalerbin des Vermögens, welches die Dame ihm zugebracht. Von seiner Hinterlassenschaft ist ihr der dritte Theil zugesichert."

Frau von Frohsdorf war unfähig, länger ihre Fassung zu behaupten. Zu viel stürmte auf sie ein. Die Wirklichkeit übertraf ihre schlimmsten Befürchtungen. Die Verhaßte war nicht nur Amalien gleichberechtigt, sondern bevorzugt. Wieder fuhr sie sich mit dem Tuche über die Stirn. Da sah sie die Augen des Anwaltes mit forschendem Blick auf sich gerichtet, sie zuckte leicht zusammen. Sie hatte doch nie große Gewalt über sich.

„Und dieses Testament ist nun wirklich in Giltigkeit?"

„Unzweifelhaft, gnädige Frau."

„So ist es der Wille des Himmels gewesen," sagte sie mit einem tiefen Athemzug. „Meinem Gatten waren gerade in der letzten Zeit Bedenken aufgestiegen, ob er wohl thun würde, so viel in ihre Hände zu legen."

Frau von Frohsdorf sprach noch eine Weile mit Herrn Rohde und verabschiedete ihn dann mit der Bitte, ihn wieder bemühen zu dürfen, wenn die Zeit gekommen sei, wo die Erbschaftsangelegenheit geregelt werden müsse. Sie hatte das Bedürfniß, allein zu sein, denn sie fühlte mehr und mehr die Kraft schwinden, äußerlich eine Ruhe zu zeigen, welche ihr fern war. Sie konnte kaum noch klar denken, und in demselben Augenblick, als die Thür hinter dem Anwalt in's Schloß gefallen war, sank sie ohnmächtig in ihren Sessel zurück. Das Bewußtsein, ganz vergebens gegen Lona gewirkt zu haben, überwältigte sie förmlich.

Stunden waren vergangen, ehe die hochmüthige Frau nur einigermaßen die Kraft des Denkens wiedergefunden hatte. Sie war dann zu ihrer Tochter gegangen, um dieselbe von dem zu unterrichten, was sie in Erfahrung gebracht. Amalie fühlte keinen Schmerz über den Verlust eines Mannes, dem sie niemals zugethan gewesen, weil er ein wachsames Auge für ihre Fehler und Schwächen gehabt. Sie schien eher übler Laune, daß nun ihre Pläne in Bezug auf den Freiherrn von Gudenheim in den Hintergrund gedrängt waren. Als sie aber von dem Testament hörte, war sie in krampfhaftes Schluchzen ausgebrochen und vergaß sich so weit, den Todten einen Herzlosen zu nennen.

Nur mit Mühe gelang es Frau von Frohsdorf, die Tochter zu beruhigen und ihr begreiflich zu machen, daß die Klugheit äußerste Vorsicht gebiete. Lona werde zweifellos am Abend eintreffen und müsse unter allen Umständen mit besonderen Rücksichten empfangen werden. Aber auch der hochmüthigen Frau wurde, während sie sprach, plötzlich wieder die ganze Größe ihrer Niederlage bewußt, und Thränen des Zornes drängten sich in ihre Augen.

4. Capitel.

Aufgelöst in einen verzweiflungsvollen Schmerz, war Lona an der Leiche des Mannes zusammengesunken, dem sie so unendlich viel dankte, der sie aus der Nacht eines elenden Daseins emporgehoben und ihr gerade in der letzten Zeit wieder so oft gezeigt, wie sicher sie seiner Liebe sei. Was sie in dem Augenblick empfunden, als ihr die Depesche, welche ihr sein schweres Erkranken gemeldet, eingehändigt worden war, was während der endlos langen Fahrt an diesem Tage ihre Seele beschäftigt, sie hätte keine Auskunft darüber geben können. Sie war gleichsam vor Schmerz und Angst erstarrt gewesen und erst in dem Augenblick, als sie in das bleiche Todtenantlitz des geliebten Vaters geblickt, hatte ein heißer Thränenstrom dem gepreßten Herzen Luft verschafft.

Nicht mit einem Gedanken hatte sie daran gedacht, was nun aus ihr werden, wie sich ihr Leben gestalten würde. Vielleicht fühlte sie nur eine instinktive Furcht, der Frau gegenüber zu treten, deren Abneigung sie kannte. Um so mehr hätte sie der Empfang überraschen müssen, der ihr zu Theil wurde, wenn er nicht unbemerkt an ihr vorübergegangen wäre. Lona war allein mit ihrem todten Vater, dessen Liebe sie durch eine unbegrenzte Dankbarkeit zu vergelten bemüht war. Nun hatte er die gütigen Augen für immer geschlossen, sein Mund würde nie mehr ein zärtliches Wort zu ihr sprechen. Der Gedanke überwältigte sie und machte sie unempfindlich gegen Alles, was um sie her vorging.

Dennoch fühlte sie sich seltsam berührt, als Frau von Frohsdorf sie endlich fast gewaltsam von der Leiche zurückzog, indem sie sagte, daß es nicht der Wille des Verstorbenen sein könne, wenn sie sich so rückhaltlos ihrem Schmerze hingebe. Sie begreife, was Lona empfinde, hoffe aber auch, daß das junge Mädchen nunmehr sie als eine Stütze ansehen und sie nicht mehr mit Vorurtheilen betrachten möge. Vielleicht würde sich dann ein besseres Verhältniß herstellen lassen.

Die Leiche stand in dem schwarz verhängten Salon unter Palmen und Blumen aufgebahrt, um in wenigen Stunden dem Erbbegräbniß der Familie Frohsdorf zugeführt zu werden. Lona hatte während der Nacht kein Auge geschlossen, und während Frau von Frohsdorf und deren Tochter noch mit der Trauertoilette beschäftigt waren, kniete sie an dem Sarge, der das Liebste barg, was sie besaß.

Der Aufenthalt in dem Institute hatte sich für Lona sehr vortheilhaft erwiesen, nicht nur für ihren Geist, der reiche Nahrung gefunden, sondern auch für ihren Körper. Sie war nicht mehr größer, aber ihre Formen waren voller und abgerundeter geworden, ihr Gesicht, obgleich in diesem Augenblick bleich, zeigte doch nicht mehr die krankhafte Blässe früherer Tage. Wie sie sich jetzt erhoben hatte und nun, die Hand auf den Rand des Sarges gelegt, dastand, das Gesicht mit schmerzlichem Ausdruck dem Todten zugewandt, gewährte sie, trotz des tiefen Leides, das aus ihren Zügen sprach, einen selten schönen, wenn auch traurigen Anblick.

Jetzt neigte sie sich noch einmal über den Todten, einen Kuß, den letzten, auf die kalte Stirn zu drücken. Wenige Augenblicke noch und die erwarteten Gäste würden kommen — sie aber hätte nicht in Gegenwart Fremder von der geliebten Hülle Abschied nehmen mögen — es wäre ihr unmöglich gewesen. Nun wandte sie sich zum Gehen — noch einen letzten Blick!

In demselben Moment, als Lona dem Eingang zuschritt, trat von demselben die jugendliche Gestalt eines Mannes zurück. Er war unbemerkt Zeuge des Abschieds gewesen, den das junge Mädchen von dem Todten genommen und der Eindruck, den ihm diese liebliche, schmerzerfüllte Erscheinung gemacht, war ein überwältigender. Nur gewaltsam konnte er sich losreißen. Wer konnte dieses Mädchen sein? Es stand offenbar in nahen Beziehungen zu dem Verstorbenen.

Eine Stunde später wußte Freiherr von Gudenheim, wer die junge Dame gewesen, deren Anblick ihn so mächtig bewegt. Er hatte nie zuvor von einer Pflegetochter des Herrn von Frohsdorf gehört, aber gerade dieser Umstand schien sein Interesse für Lona zu vermehren. Sie stand während der Trauerfeierlichkeit zwischen Frau von Frohsdorf und deren Tochter, und obgleich sie nicht so schön wie Amalie von Herwegh war, zog sie dennoch sichtlich die Aufmerksamkeit Aller auf sich.

Wolf von Gudenheim konnte seine Augen nicht von der in ihrem Schmerz rührend lieblichen Erscheinung fortwenden, und als er einmal zu Amalie hinüberblickte, vielleicht um einen Vergleich anzustellen, und dabei einem nicht traurigen, aber äußerst mißmuthigen Gesichte begegnete, fragte er sich unwillkürlich, was ihn eigentlich für diese stolze Schönheit hatte erwärmen können.

Nun herrschte tiefe Stille im Hause. Herrn von Frohsdorfs sterbliche Hülle war in die Gruft seiner Väter beigesetzt; die Gäste hatten das Haus verlassen, und die Damen sich in ihre Zimmer zurückgezogen.

Für Lona war in aller Eile einer der Räume eingerichtet, welche der Verstorbene bewohnt, und hier saß sie nun, sich ganz dem wilden Schmerze überlassend, den die letzte Scheidestunde auf seinen Höhepunkt gebracht.

Anders sah es in dem Zimmer aus, in welchem Frau von Frohsdorf mit ihrer Tochter nach Beendigung der Trauerfeierlichkeiten zusammengetroffen war.

Beide sahen bleich und verweint aus, aber nicht der Schmerz um den Todten hatte diese Thränen erpreßt, sondern Zorn, Haß und Neid, Groll gegen ein Schicksal, das eine Niedriggeborene so sehr begünstigte.

„Hast Du Wolf von Gudenheim gesehen, Mama?" kam es voll Hohn von den Lippen der Tochter.

Frau von Frohsdorf, die mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen erregt das Gemach durchkreuzte, blieb plötzlich vor Amalie stehen.

„Nein, was war's mit ihm?"

„Er hatte nur Augen für — sie."

Frau von Frohsdorf zuckte zusammen.

Dann warf sie den Kopf zurück. Ein spöttisches Lächeln umspielte ihren Mund. Der Freiherr von Gudenheim würde niemals ein Interesse für diese, in ihren Augen so unbedeutende Ilona gewinnen können.

„Du siehst Gespenster, Amalie."

„In den Augen, mit welchen er sie betrachtete, Mama, lag ein Ausdruck, der mir genug gesagt hat," gab die Tochter mit einem Seufzer zurück.

Frau von Frohsdorf schenkte diesen Worten ihrer Tochter nur wenig Beachtung. Es erschien ihr natürlich, daß Amalie eifersüchtig war, aber ihre Befürchtungen gingen offenbar zu weit. Sie hatte andere Besorgnisse. Die Klugheit würde sie zwingen, Lona gegenüber eine Freundlichkeit an den Tag zu legen, die ihr eine Qual sein würde. Sie konnte Lona unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht in das Institut zurückschicken, sondern mußte fortan mit ihr leben und sie der Tochter völlig gleichstellen.

In dieser Gewißheit lag für Frau von Frohsdorf eine unnennbare Qual, die bei jeder Begegnung mit Lona zu wachsen schien. Wie würde sie das Alles ertragen? Lonas eigenes Verhalten erschwerte ihr noch die Ausführung ihrer Absicht.

Die Art und Weise, wie das junge Mädchen sich der Frau gegenüber benahm, die sie so oft verletzt und ihr so manche trübe Stunde bereitet, mußte in dieser das Schuldbewußtsein verstärken, von welchem sie sich nicht ganz frei machen konnte.

Vier Tage waren seit dem Begräbniß verflossen, als Frau von Frohsdorf noch in später Abendstunde das Schlafzimmer ihrer Tochter betrat. Sie war sichtlich in hohem Grade erregt. Die fahle Blässe ihres Gesichts erschreckte sogar Amalie.

„Mama, was ist Dir?"

„O, es ist nichts—nichts—ich will nur einen Augenblick hier bleiben. Ich fühlte mich plötzlich so unwohl, als ich an Deinem Zimmer vorüberkam. Sage Susy, daß sie mir ein Glas Wein besorgt. O, Amalie, es wird noch Alles gut."

„Was wird gut, Mama? Hast Du irgend eine frohe Botschaft nach all' den Hiobsposten?"

Frau von Frohsdorf blickte sich scheu um, als fürchte sie die Gegenwart einer dritten Person. Dann trat sie näher an die Tochter heran.

„Amalie, ich glaube, diese Person wird Dich nicht besiegen," sagte sie in flüsterndem Tone.

In Amaliens Augen leuchtete es freudig auf.

„Hat Wolf von Gudenheim — —"

„Nichts von ihm," unterbrach Frau von Frohsdorf die Tochter stirnrunzelnd. „Ich meine etwas Anderes. Wenn kein Testament vorhanden wäre — — doch — rufe Susy!"

„Mama!"

„Geh', mir ist unwohl—ich bedarf des Beistandes."

Die Thür hatte sich hinter Amalie geschlossen, und Frau von Frohsdorf athmete tief auf. Sie war allein. Dem Himmel sei Dank! Welcher böse Geist ließ sie in einem solchen Augenblick entsetzlicher Erregung die Gegenwart ihrer Tochter suchen, ließ sie verrätherische Worte sprechen! War sie denn sinnlos?

Ja, sie war es. Die Aufregung, welche sie durchkostet, hatte sie jede Klugheit und Besonnenheit vergessen lassen. Sie dachte sogar einen Augenblick daran, der eigenen Tochter den Wechsel in den Verhältnissen zu verkünden, sie zur Mitwisserin ihres Geheimnisses zu machen. War sie nicht eine Wahnwitzige?

Als Amalie mit einem Glase Wein zurückkehrte, lehnte Frau von Frohsdorf es dankend ab. Sie sei schon besser. Sie habe ein Glas Wasser getrunken und wolle sich jetzt zum Schlafen niederlegen. Indem sie der Tochter noch einen Kuß auf die Stirn drückte, sagte sie:

„Sei nicht mehr traurig, Kind. Lona wird nicht mehr die vom Schicksal Bevorzugte sein."

In den Kreisen, in welchen Herr von Frohsdorf und seine Familie verkehrt hatten, wurde der schnelle Tod desselben noch viel besprochen. Daran knüpften sich dann mancherlei Gerüchte über das Testament, welches er hinterlassen haben sollte.

Bald jedoch war über die Sache eine gewisse Klarheit verbreitet, die Fama hatte ihr loses Spiel getrieben.

Allerdings hatte Herr von Frohsdorf ein der Pflegetochter außerordentlich günstiges Testament gemacht, es später aber wieder vernichtet. In der Nacht, in welcher er dann so unerwartet gestorben war, schien es seine Absicht, ein neues Testament abfassen zu lassen, er war aber nicht im Stande gewesen, seinen letzten Willen kundzuthun. Schlimme Folgen würde dieser Umstand für die Pflegetochter kaum haben, da Frau von Frohsdorf den Entschluß geäußert haben sollte, die Zukunft des Mädchens ganz sicher zu stellen und demselben einen Antheil an der Hinterlassenschaft ihres Gatten einzuräumen.

Rechtsanwalt Rohde konnte diese Gerüchte nur als theilweise der Wirklichkeit entsprechend bezeichnen. Frau v. Frohsdorf, die durch ihn von dem Inhalt des ersten Testamentes, das vorhanden gewesen, unterrichtet worden sei, habe sich dahin geäußert, daß das Nichtvorhandensein eines Testaments ohne jeglichen Einfluß auf die Zukunft der Pflegetochter ihres Gatten sein werde, die sie auch als die ihrige betrachte. Sie kenne die Absichten, welche Herr von Frohsdorf in Bezug auf das junge Mädchen gehabt, ganz genau und werde in seinem Sinne handeln.

Sechs Wochen nach dem Tode des Vaters kehrte Lona in der That in das Institut zurück, um die auf so betrübende Weise unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen. Sie ging aus freiem Willen. Es war seltsam. Die ersten Tage nach dem Todesfall hatte Frau von Frohsdorf sich Lona gegenüber von einer Güte und Freundlichkeit gezeigt, welche das junge Mädchen beinahe gerührt und es sich fragen ließ, ob der Tod im Stande sei, eine solche Wandlung des Charakters herbeizuführen. Leider erwies sich diese vermeintliche Wandlung nur als eine vorübergehende weichere Regung. Kaum hatte sich die Gruft wenige Tage über dem Todten geschlossen, als auch Lona schon die Wahrnehmung machte, daß Frau von Frohsdorfs Gefühle für sie die alten geblieben seien.

Eines Tages hatte Frau von Frohsdorf Lona zu sich rufen lassen. Sie empfing das junge Mädchen scheinbar gütig und freundlich, doch täuschte sich diese nicht einen Augenblick darüber, daß seiner nicht angenehme Mittheilungen warteten. Sie sah blaß und traurig aus, der Schmerz um den Verlorenen drängte ihr Thränen in die Augen.

„Weine nicht, Ilona, Thränen bringen die Todten nicht zurück," sagte Frau von Frohsdorf mit ungewohnter Milde, fügte aber gleich darauf mit ungleich festerer Stimme hinzu: „Du wirst Dich gewöhnen müssen, dem Leben fest und ruhig in's Auge zu sehen und dadurch den Beweis erbringen, daß Deine Liebe zu dem Verstorbenen wirklich eine echte war. — Hast Du jemals an Deine Zukunft gedacht?"

„Nein," kam es ehrlich von den bebenden Lippen des jungen Mädchens.

„Herr von Frohsdorf hat nie mit Dir über seine Absichten in Betreff derselben gesprochen?"

„Niemals."

„Das ist höchst seltsam. Du hast somit auch nicht über den Zweck Deines Aufenthaltes in dem Z.'schen Institute nachgedacht?"

Lona war noch bleicher geworden; die Stimme, welche zu ihr sprach, hatte von Wort zu Wort, wie ihr scheinen wollte, an Kälte und Festigkeit zugenommen.

„Papa sagte mir nur, daß mir der Aufenthalt in dem Institut in jeder Beziehung von Nutzen sein würde," stammelte sie.

„Ja, Herr von Frohsdorf war sehr zartfühlend," sagte die Dame wie zu sich selber und fügte lauter, zu dem jungen Mädchen aufblickend, hinzu: „Du weißt aber doch von Deiner Herkunft?"

Die bleichen Wangen Ilona's begannen sich zu färben, ihr Gesicht nahm einen veränderten Ausdruck an; sie fühlte sich plötzlich von einer großen Schwäche ergriffen. „Nein—Papa sprach nie davon," sagte sie leise, während es vor ihren Ohren sauste und brauste.

„Du mußt Dich aber doch noch des Zeitpunktes erinnern, wo Du Herrn und Frau von Frohsdorf zuerst begegnet bist?!"

„Es war im Waisenhause."

„Reicht Deine Erinnerung nicht weiter zurück? Kennst Du nicht den Pächter Leutemann?"

Lona antwortete nicht gleich. Jene unselige Zeit, die vor einer neuen, glücklichen mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt und der Vergessenheit preisgegeben war, trat plötzlich wieder lebendig und von Frau von Frohsdorf grell beleuchtet vor ihre Seele, sie mit Angst und Furcht zu erfüllen.

„O—gnädige Frau—ich weiß Alles!" stieß sie endlich mit großer Anstrengung hervor.

„Das ist mir lieb, da wird es Dir ja auch nicht so schwer werden, das zu begreifen, was ich Dir nun zu sagen habe. Herr von Frohsdorf und seine Gemahlin haben Dich einem sehr traurigen Schicksal, dem Du ohne Zweifel verfallen gewesen wärest, entrissen. Ein gütiger Gott gab es zu, daß Du aus der niedrigsten Klasse der Menschheit emporgehoben und in eine Stellung gebracht wurdest, die im Vergleich zu Deiner Vergangenheit und zu den Erwartungen, die sich eines Tages an Deine Existenz knüpften, eine glänzende genannt werden muß. Du bist in der That in hohem Grade vom Glück begünstigt worden, Du bist es noch jetzt, denn ich werde Dich nicht aufgeben, wie manche Frau in meiner Lage gethan haben würde, sondern so lange treu und redlich für dich sorgen, bis Deine Zukunft gesichert ist. Daneben werde ich Dir, wenn Du Dich als dankbar erweisest, ein kleines Kapital überweisen, das Dich für immer vor Noth schützen wird, wenn Du es weise in Obacht nimmst. Nun sage mir, welchen Beruf möchtest Du am liebsten erwählen?"

Frau von Frohsdorf erhielt auf diese Frage nicht gleich eine Antwort — eine Pause entstand. Sie wünschte dieselbe nicht zu unterbrechen, sondern wollte ihre Worte erst auf das junge Mädchen wirken lassen. Sie erreichte ihre Absicht vollständig. Im ersten Augenblick hatte es Lona an jedem Verständniß für das, was ihr gesagt wurde, gefehlt, nur der verletzende Ton klang grell an ihr Ohr. Dann aber kam es plötzlich wie Klarheit über sie. Mit ruhigem Ausdruck richtete sie jetzt ihre Augen auf Frau von Frohsdorf.

„Ich habe seither nicht daran gedacht, einen Beruf zu erwählen, gnädige Frau," sagte sie mit ernster Stimme. „Papa hat mir nie davon gesagt noch geschrieben, daß es sein Wunsch sei, mein Leben in eine bestimmte Bahn zu lenken. Seine Briefe ließen mich glauben, daß er dringend meine Heimkehr begehre. Ist es trotzdem seine Absicht gewesen, mich auf einen Beruf vorbereiten zu lassen, so beklage ich, daß ich nicht schon von seinem Wunsche in Bezug hierauf unterrichtet worden bin."

„Vielleicht könnte ich Dir darüber Auskunft geben. Mir hatte es immer den Anschein, als habe er eine Stellung als Lehrerin für Dich in Aussicht genommen. Hättest Du nicht Lust dazu, Lona? Ich denke es mir entzückend, mit Eifer und Liebe wohlthätig auf eine jugendliche Schaar einzuwirken."

„Ich möchte mit Fräulein Z. über diesen Punkt Rücksprache nehmen," sagte Lona nach kurzem Besinnen noch immer mit großer Ruhe. „Sie hat ihre bestimmten Ansichten über das Wählen eines Berufs, und ich möchte mich nicht entscheiden, ohne sie, die mich und meine Fähigkeiten kennt, vorher angehört zu haben."

„Damit erkläre ich mich einverstanden. Die Sache braucht ja nicht überstürzt zu werden. Wann gedenkst Du in das Institut zurückzukehren?"

„Meine Anwesenheit ist ja hier überflüssig, gnädige Frau."

„Ganz wie Du wünschest, Deiner Abreise steht nichts im Wege."

Bereits wenige Tage nach dieser Unterredung war Lona abgereist, noch voll tiefen Schmerzes um den Mann, der sie so warm geliebt, aber doch nicht unglücklich darüber, daß sie dem Hause und den Menschen den Rücken kehrte, denen sie allzeit eine Fremde bleiben würde.

5. Capitel.

Der Freiherr Wolf von Gudenheim durchkreuzte mit raschen Schritten sein Gemach, nur bisweilen in seiner Wanderung innehaltend, wenn er draußen ein Geräusch zu vernehmen glaubte, um gleich darauf seine Bewegung, die er sich scheinbar zu verschaffen wünschte, wieder zu erneuern.

Nun hörte er Schritte auf dem Corridor, dann ein Klopfen; fast gleichzeitig wurde die Thür von außen geöffnet und ein junger Officier trat ein, den Freiherrn freundlich zu begrüßen.

„Noch nicht fertig?" fragte er, im höchsten Grade verwundert, mit einem Blick auf die Kleidung des Freiherrn; „es ist sechs Uhr vorbei. Das Gedränge wird bei dem völlig ausverkauften Hause enorm werden."

„Das ist wahr! Ich habe nicht daran gedacht—die Sembrich singt ja!"

„Du hast nicht daran gedacht? Was ist denn nur mit Dir, lieber Gudenheim? Ich hätte Dich niemals einer solchen Schwäche fähig gehalten wegen des kurzen Aufschubs. Die Trauer, welche Deiner Bewerbung ein so jähes Ende bereitete, hindert doch jeden Anderen, Dir in's Gehege zu kommen. Zudem — ich glaube, Du darfst der Gegenliebe Fräulein von Herwegh's ziemlich versichert sein."

Ueber die Stirn des Freiherrn huschte eine Wolke, seine geschweiften Brauen zogen sich mißmuthig zusammen.

„Laß doch, Neureuther, ich denke nicht an Fräulein von Herwegh. Weiß der Henker, man braucht nur ein wenig den Courmacher zu spielen, um gleich unverbrüchlich festzusitzen."

Der Freund sah den Freiherrn mit einem guten Theil Spott und Verwunderung an. Dann lachte er.

„Ah so! Das nennst Du Courmachen! Na, meinetwegen, nimm's nicht für ungut; aber ich denke, Du entwickelst in diesem Augenblick über einen gewissen Punkt ganz besondere Ansichten. Im Uebrigen — eile Dich! Wir kommen zu spät!"

„Du solltest nur einstweilen allein gehen!"

„Damit Du mich im Stich läßt — nein, es wird nichts daraus. Eile Dich — ich werde warten."

Kaum zehn Minuten später verließen beide Freunde das Haus, um ihren Weg nach dem Opernhause einzuschlagen. Wolf von Gudenheim war unzufrieden mit sich selber, daß er dem Drängen seines Freundes nachgegeben, er hatte ein dringendes Bedürfniß nach Ruhe und Alleinsein. Es war wirklich sehr befremdend.

Im Opernhause besserte sich seine Stimmung nicht. Er wurde von Bekannten begrüßt, mit denen zu unterhalten er sich gezwungen sah, die Atmosphäre in dem vollen Hause war geradezu eine erstickende. Nur vorübergehend ließ ihn der wunderbar schöne Gesang der Sängerin sein Verlangen nach frischer Luft und Einsamkeit vergessen. Dann aber? Als der nicht enden wollende Beifallssturm losbrach, sah er plötzlich im Geist neben der schönen, stolzen Frau auf der Bühne ein anderes Bild—das blasse, zarte Gesicht eines Mädchens, das ihm seit Wochen unablässig vor der Seele geschwebt, und ehe Lieutenant Neureuther, der sich ganz den gegenwärtigen Eindrücken hingab, die Absicht des Freundes errathen konnte, hatte dieser die Loge und bald darauf das Opernhaus verlassen, um auf der einsamen Promenade Luft zu schöpfen.

„Dem Himmel sei Dank!" Er athmete tief auf. Die Luft in dem überfüllten Hause hatte ihn zu ersticken gedroht, nun entfernte er sich mit raschen Schritten, um seiner Wohnung zuzueilen und hier von Neuem die mancherlei Betrachtungen anzustellen, die ihn seit langer Zeit nicht mehr zur Ruhe kommen ließen.

Welche Veränderung war mit ihm in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit vorgegangen! Ein leises, halb zorniges Lächeln irrte um seinen hübsch geformten Mund, wenn er derselben gedachte. Und diese Veränderung in dem Leben des jungen, übermüthigen Mannes hatte ein einziger Moment bewirkt, jener Augenblick, wo er unbemerkt Zeuge von dem schmerzlichen Abschied gewesen war, den ein junges, liebliches Geschöpf von der sterblichen Hülle eines Mannes genommen, der es im Leben wie ein Vater geliebt.

Wolf von Gudenheim erkannte sich selbst nicht mehr. Man nannte ihn hochmüthig, und er verdiente eine solche Bezeichnung. Um so mehr mußte es befremden, daß er, welcher den strengsten Grundsätzen in Bezug auf Geburt huldigte, diese Grundsätze plötzlich in's Schwanken gerathen sah. Er hatte vor einem gewissen Abschluß in seinem Leben gestanden, als er Amalie von Herwegh seine Huldigungen dargebracht. Sie entstammte einer vornehmen Familie, war die Tochter einer vorzüglichen Dame, jung und schön — nach ihrem Vermögen zu forschen, hatte er keine Ursache, war er doch reich genug, ihr Leben zu einem glänzenden zu gestalten. Indem er diese junge Dame zu seiner Gemahlin machte, würde er alle Ansprüche erfüllt sehen, die er an eine solche erhoben.

Und nun dieser Wechsel, dieser gänzliche Umschwung seiner Gesinnung! Was war alles Kämpfen gegen eine Leidenschaft, die ihn so plötzlich und übermächtig ergriffen? Er war besiegt, noch ehe er an eine solche Möglichkeit gedacht. Dann aber? —

Wolf von Gudenheim erkannte bald, daß es in diesem Conflict des Herzens mit den eingeimpften Vorurtheilen nur eine Lösung für ihn geben würde, um den verlorenen Frieden wieder zu gewinnen. Es war seltsam, daß das Herz so schnell den Sieg davon getragen, daß er sich so bald gestehen mußte, daß dieses kleine Mädchen, ohne Namen, ohne Herkunft, ohne Vermögen, allein im Stande sein werde, ihm ein Glück zu geben, von welchem kaum je zuvor eine Ahnung in ihm wach geworden war.

Er hatte den pflichtschuldigen Condolenzbesuch bei Frau von Frohsdorf so lange wie irgend möglich hinausgeschoben, um eine Wiederbegegnung mit Lona zu vermeiden. Als er aber dann das Haus betrat, in welchem er sie zuerst erblickt, hatte er nur noch einen Wunsch, den, sie zu sehen, ein heißes Verlangen, in ihrem lieblichen Gesicht zu lesen, ob nicht der Schmerz um einen Todten milder geworden sei. Sein Wunsch ging nicht in Erfüllung.

Herr von Gudenheim wurde in dem Salon von Frau von Frohsdorf und ihrer Tochter empfangen. Beide Damen waren in eleganter Trauertoilette, die insbesondere Amaliens Schönheit noch auffälliger erscheinen ließ. Sein langes Fernbleiben war sehr mißfällig bemerkt worden und der Empfang ein kühler; es wollte sich auch kein rechter Ton für eine Unterhaltung finden lassen, die den Freiherrn hätte veranlassen können, seinen Besuch auszudehnen. So empfahl er sich bald wieder.

Mehr als einmal hatte ihm eine Frage nach der Pflegetochter des verstorbenen Herrn von Frohsdorf auf der Zunge geschwebt, aber er kam nicht dazu, sie auszusprechen.

Was war zu thun? Tage lang hatte ihn diese Frage beschäftigt, während sein Verlangen, sie wiederzusehen, wuchs und ihm nicht Tag noch Nacht Ruhe gönnte. Er hatte auch nicht die geringste Aussicht, ohne direkte Nachforschungen, die ihm widerstrebten, etwas über Lona zu erfahren. Von Frau von Frohsdorf und ihrer Tochter wurde genug gesprochen, niemals von der Pflegetochter — sie war nur so lange in dem Munde der Welt gewesen, als man sie die bevorzugte Erbin genannt. So blieb ihm doch nur übrig, seinen Besuch bei Frau von Frohsdorf zu erneuern und sie zu fragen, auf welche Weise ihm Gelegenheit gegeben werden könne, Ilona Rechten wiederzusehen.

Der Gang war kein leichter. Wolf von Gudenheim war sich der Größe seines Unternehmens voll bewußt. Er hatte sich in einer Weise um Amalie von Frohsdorf bemüht, die sie zu der Annahme berechtigen mußte, daß er sich in Kürze um ihre Hand bewerben würde. Er wußte, daß er ihr nicht gleichgiltig geblieben, sondern daß sie ihn vor einer ganzen Schaar von Bewerbern offen bevorzugt. Dennoch sagte ihm eine innere Stimme, daß der Schritt, den er zu thun beabsichtige, gethan werden mußte und zwar je eher, desto besser. Frau von Frohsdorf und ihre Tochter würden ihn nicht für einen Irrthum des Herzens verantwortlich machen, sondern erkennen, daß er nicht anders handeln konnte, als er zu thun beabsichtigte.

Sein Entschluß war gefaßt, gerade in der Stunde, als sein Freund, Lieutenant Neureuther, gekommen war, ihn in das Opernhaus zu führen.

Nun war er wieder daheim und durchkreuzte noch lange nach Mitternacht sein Gemach. Sein hübsches, männliches Gesicht erstrahlte vor innerer Freude und Genugthuung über den Kampf, den er erfochten. Nun hatte er Frieden und welchen Frieden! Vor seiner Seele schwebte das Bild jenes lieblichen Mädchens, um dessentwillen er so unruhevolle Tage ertragen. Wie wunderbar schön mußte jenes Gesichtchen, vom Glück verklärt, sein! Und er wollte den Zauberschein desselben darüber ausgießen.

Ihm kam kein Gedanke, daß er mit seiner Werbung abgewiesen werden könne. Wolf von Gudenheim besaß ja auch alle Eigenschaften und Vorzüge, eine Frau zu beglücken.

Er wußte es zwar, daß man ihn hochmüthig nannte, aber er lächelte darüber. Er hochmüthig! Konnte er einen auffälligeren Beweis geben, daß er es nicht war, als indem er Ilona Rechten zu seiner Gemahlin machte?

Als er sich endlich zum Schlafen niedergelegt hatte, verfolgte ihn ihr Bild und das Glück, das seiner wartete, im Traume. Unter frohen Empfindungen erwachte er am Morgen und die Ausführung seines Vorsatzes, zu Frau von Frohsdorf zu gehen, dünkte ihn jetzt gar nicht so schwer. Es war Alles licht und klar in ihm. Mit Ungeduld erwartete er die Zeit, wo es ihm erlaubt sein würde, den beabsichtigten Besuch zu machen. Er ließ Frau von Frohsdorf um eine kurze Unterredung bitten.

Die Dame war durch diese Bitte außerordentlich überrascht und erfreut. So hatte sie sich doch wohl getäuscht, wenn sie daran gedacht, daß Wolf von Gudenheim sich zurückzuziehen begonnen habe.

Sie empfing den Freiherrn mit großer Zuvorkommenheit, die indessen auf ihn einigermaßen beunruhigend wirkte und ihn zurückhaltend machte. Sein Gesicht war im Gegensatz zu Frau von Frohsdorfs lebhaft und freudig bewegtem Antlitz ungewöhnlich ernst und diese Beobachtung, welche auch Frau von Frohsdorf machte, ließ ihr Herz plötzlich unruhvoll klopfen. Nur mit Mühe behauptete sie ihre Ruhe, nachdem Herr von Gudenheim auf ihre Aufforderung an ihrer Seite Platz genommen.

„Gnädige Frau, es ist noch nicht lange her, als ich den Augenblick erhoffte, wo es mir vergönnt sein würde, von Ihnen die Gewährung eines Wunsches zu erbitten, dessen Erfüllung mir nothwendig für mein Lebensglück erschien," begann er mit fester Stimme. „Ich dachte, daß ich Hoffnung hatte, Fräulein von Herwegh zu gewinnen, daß — ich sie liebte, und war im Begriff, mich ihr zu erklären, als Herrn von Frohsdorfs unerwarteter Tod sich meinen Absichten hemmend entgegenstellte. Verzeihen Sie, gnädige Frau, wenn ich Ihnen heute sagen muß, daß eine verfrühte Erklärung meinerseits vielleicht Fräulein von Herwegh und mich in eine schlimme Lage gebracht haben würde."

Frau von Frohsdorf zupfte mit sichtlicher Ungeduld an ihrem Spitzentuche, ihre feinen Finger zitterten in nervöser Unruhe.

„Was soll diese Einleitung, Herr von Gudenheim?" kam es kurz über ihre Lippen.

„Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen einen klaren Ueberblick meiner Lage zu geben, gnädige Frau. Mir liegt einerseits daran, daß Sie nicht eine falsche Meinung von mir fassen, andererseits bedarf ich Ihres gütigen Beistandes."

Ein Blick in das Gesicht der Dame, deren Augen mit seltsamem Ausdruck auf ihm ruhten, und es legte sich bedrückend auf seinen Entschluß. Dennoch fuhr er fort:

„Lassen Sie mich Ihnen also Alles sagen, gnädige Frau. An dem Tage, an welchem Herrn von Frohsdorfs Begräbniß stattfand, war ich vorzeitig gekommen, in der Hoffnung, Ihnen und Fräulein von Herwegh ein Trosteswort sagen zu können. Es war mir nicht möglich, zu Ihnen zu gelangen, und ich wollte mich in das Zimmer begeben, in welchem die Feierlichkeit abgehalten werden sollte. Am Eingang desselben wurde ich von einem Anblick, der sich mir bot, zurückgehalten. Ich sah ein junges Mädchen am Sarge des Verstorbenen, ein Bild namenlosen Schmerzes —"

„Ilona Rechten!"

So war es, Herrn von Gudenheim unterbrechend, mit seltsamem Klange von Frau von Frohsdorf's Lippen gekommen.

„Ja, gnädige Frau — Ihre Pflegetochter."

„Meine Pflegetochter, Herr von Gudenheim? Sie täuschen sich. Meine Ansichten und Grundsätze würden mir niemals gestatten, diesem Mädchen einen solchen Namen zu geben."

Es lag eine förmlich niederschmetternde Verachtung in diesen wenigen Worten. Der junge Freiherr war bleich geworden, in seinen Augen glühte es.

„Warum nicht, gnädige Frau?"

Es lag allerdings eine Herausforderung in dieser Frage, welche Frau von Frohsdorf nur noch mehr erbitterte. Sie vergaß jede Selbstbeherrschung. Der Schlag kam so überraschend, so gänzlich unvorbereitet, daß sie in der Aufregung nicht mehr im Stande war, ihren Zorn, ihren Haß gegen die unschuldige Ursache zu verhüllen.

„Kennen Sie die Vergangenheit jenes Mädchens, das die Laune einer überspannten, kranken Frau an einen Platz gebracht, wohin es nicht gehört?"

Herr von Gudenheim wich unwillkürlich zurück.

„Ich glaubte, Fräulein Rechten wäre bereits als neunjähriges Kind in das Haus des Herrn von Frohsdorf gekommen."

„O, ja — als neunjähriges Kind! Gerade darum! Wenn ein neunjähriges Kind handelt wie dieses Mädchen, dann — —"

Sie stockte plötzlich, sie hatte jetzt das verspätete Gefühl, als ob sie eine große Unklugheit begangen.

„Wollen Sie nicht vollenden, gnädige Frau?"

„Nein, mein Herr. Ich möchte nicht einen falschen Schein auf mich werfen. Besser ich schweige. Sie selbst sind Schuld, daß ich mich hinreißen ließ und meinen Gefühlen gegen ein Mädchen Ausdruck gab, dessen Gegenwart im Hause meines Gatten mir das Leben so lange zur Qual gemacht."

Herr von Gudenheim hatte sich von seinem Sitze erhoben, ein Blick grenzenloser Verachtung traf die Dame, als er sagte:

„Gnädige Frau, gestatten Sie mir, daß ich gehe. Ich kam in der Hoffnung, daß Sie mir Ihre Freundschaft nicht entziehen würden, weil ich der Stimme des Herzens folgen zu müssen glaubte. Fräulein Rechten's Herkunft könnte für mich bei einer Bewerbung um ihre Hand nicht in Frage kommen. Als meine Gattin würde dieselbe vollständig vergessen sein."

„Meinen Sie?" kam es in schneidendem Hohn von Frau von Frohsdorf's zitternden Lippen. Nur mit Mühe hielt sie an sich, um nicht weitere unbesonnene Aeußerungen entschlüpfen zu lassen. Sie fühlte sich von einem Schwindel ergriffen, der sie klar zu denken hinderte. Und dennoch! Eine Frage mußte laut werden: „Haben Sie schon mit Lona gesprochen?"

„Nein — ich habe Fräulein Rechten nur zweimal gesehen. Einmal am Sarge ihres Pflegevaters, das andere Mal bei der Begräbnißfeierlichkeit."

„Und darauf hin wollen Sie eine Werbung wagen, Herr von Gudenheim?"

„Ich kann diese Frage nicht genau beantworten, gnädige Frau. Vor allen Dingen möchte ich Fräulein Rechten näher treten."

„Sie ist nicht hier, sondern in das Institut zurückgekehrt, um dort, nach dem Wunsche meines verstorbenen Gatten, ihr Examen als Lehrerin zu machen. Wollen Sie Ihre Absicht zur Ausführung bringen, so möchte ich Sie wenigstens bitten, hier nicht störend einzugreifen, sondern die geeignete Zeit abzuwarten. Wenn ich auch keine Sympathien für Ilona Rechten habe, so liegt mir doch daran, ihr gegenüber meine Pflicht zu erfüllen. Die letzten Wünsche meines verstorbenen Gatten verdienen Berücksichtigung, da das Wohl des Mädchens ihm sehr am Herzen gelegen. In einigen Monaten wird sie hierher zurückkehren — dann prüfen Sie selbst."

Frau von Frohsdorf hatte nach und nach wieder einige Gewalt über sich erlangt. Die erste Aufregung, der Zorn über die Niederlage, welche ihre Tochter um Lona's willen erlitten, traten vor der Ueberzeugung zurück, daß die romantische Absicht des jungen Freiherrn niemals zur Ausführung gelangen werde. Sie mußte Zeit zu gewinnen suchen, und diese Möglichkeit gab es nur, wenn sie sich geneigt zeigte, die Wünsche Wolf's von Gudenheim durch ihren Beistand zu unterstützen. Zwar hatte sie seinen Unwillen, vielleicht auch seinen Argwohn geweckt, aber durch Vorsicht ließ sich wohl noch viel ausgleichen.

„Das Ganze kommt mir begreiflicher Weise so unerwartet," fuhr sie mit einem tiefen Athemzuge fort, „daß ich im gegenwärtigen Augenblick überhaupt noch außer Stande bin, die Angelegenheit richtig zu beurtheilen."

Frau von Frohsdorf sprach noch lange in dem zuletzt angeschlagenen versöhnenden Tone, aber es gelang ihr nur vorübergehend, den ersten Eindruck, den ihre Worte auf Herrn von Gudenheim gemacht, abzuschwächen. Sie haßte das junge Mädchen offenbar.

Wolf von Gudenheim schied wenig befriedigt, von großer Unruhe erfüllt. Er gab Frau von Frohsdorf das Versprechen, keinerlei Schritte zu thun, bis Lona in den Ferien nach Hause komme. Und bis dahin? Was würde aus ihm in dem Zustand, in welchem er sich befand?! Er sollte warten—Geduld haben! Geduld! Mit dem heißen Verlangen, Ilona wiederzusehen, in ihren Augen vielleicht einen Schimmer zu finden, der in ihm eine Hoffnung erwecken dürfe. Warum war er wahnsinnig genug, ein solches Versprechen zu geben?

Während Wolf von Gudenheim so in düsterer Stimmung in seine Wohnung zurückkehrte, hatte Frau von Frohsdorf nothdürftig ihre Ruhe und Fassung wiedererlangt, nachdem sie sich zuerst einem rückhaltslosen Zorn hingegeben. Amalie, welche von dem Besuch des Freiherrn gehört und den Grund desselben zu erfahren gewünscht, hatte nicht einmal Zutritt bei der Mutter erlangt, die eben überlegte, was hier zu thun sei.

Je mehr sie nachdachte, desto ruhiger wurde sie. Ihre Tochter hatte eine zweite schmähliche Niederlage Lona gegenüber erlitten. Die erste hatte sie durch Klugheit in einen Erfolg verwandelt; würde es ihr nicht auch mit der zweiten gelingen? Niemals durfte diese Ilona Rechten Freifrau von Gudenheim werden, so wenig wie ihre Tochter es noch werden konnte.

Schon dieser Gedanke allein empörte Frau von Frohsdorf und trieb ihr das heiße Blut in die Wangen. Die reiche Erbin durfte wahrlich nicht um einen Bewerber in Sorge sein. Die Söhne der reichsten und angesehensten Familien des Landes mochten es sich zur Ehre schätzen, von ihr als Gatte erwählt zu werden. Sie wollte Amalie dies sagen und sie damit beruhigen, wenn sie sich durch das Zurücktreten des Freiherrn von Gudenheim verletzt fühlen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Eine abgetretene Gattin.

Hr. Joseph Karpf in New Jersey scheint ein selbstloser Ehemann zu sein, und wenn sich andere betrogene Gatten an seiner philosophischen Gemüthlichkeit ein Muster nehmen würden, so käme es wahrlich nicht zu so vielen grausigen Ehetragödien, welche ja die Sache immer nur verschlimmern. Er hat seine Gattin in aller Form an ihren Liebhaber abgetreten und noch das ganze Familiemobiliar als Aussteuer hinzugeschenkt.

Karpf wohnte bis vor einigen Wochen mit seiner Gattin in Harrison, N. J. Die Leute sind beide über das sogenannte Schwabenalter hinaus und lebten, so lange Karpf Arbeit und Verdienst hatte, ganz friedlich, so weit die Nachbarsfrauen in Erfahrung brachten. Kurz vor Weihnachten wurde jedoch Karpf arbeitslos, der Samstag kam, Karpf brachte kein mit Greenbacks gefülltes Couvert heim,—und der Krach war da. Da gelang es, die finanziellen Verhältnisse durch Annahme eines Kostgängers in der Person des fünfundzwanzigjährigen Edward Wissel aufzubessern. Dieser, von der zweiundvierzigjährigen Frau mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt, erwies sich jedoch als der „Hecht im Karpfenteiche"; er fand Gefallen an der Frau und begann, den zärtlichen Hausfreund zu spielen. In dieser Rolle mißfiel Wissel jedoch dem Ehemann, welcher, als ihm das Verhältniß zu toll wurde, mit der Faust auf den Tisch schlug und seiner Frau in das Gewissen redete. Diese jedoch erhob ihre breite Gestalt von dem Stuhle, auf welchem sie saß, und gab Karpf zu verstehen, daß er das Haus zu verlassen hätte, falls es ihm nicht mehr gefalle. Dieses Resultat hatte Karpf nicht erwartet, und es überraschte ihn dermaßen, daß er Hut und Ueberzieher nahm und ging.

Er fand in einem Hause zu Newark Quartier und lebte daselbst, wenn auch einsam und alleine, so doch ruhig und friedlich. Am Neujahrstage begegnete er bei einem Spaziergang seiner Frau, welche ihn auf das Freundlichste anredete, und mit dem Versprechen, Wissel den Laufpaß zu geben, bat, wieder zu ihr zu kommen. Karpf traute den Worten, und begab sich mit seiner Gattin wieder in das alte Heim in Harrison. Er war jedoch noch nicht zwei Stunden dort, als Wissel in das Zimmer trat. Der Anblick dieses Menschen war zu viel für Karpf, brachte er ihm doch jene für ihn so schmachvolle Scene wieder in Erinnerung. Wie von Furien verfolgt, ergriff er Hut und Rock, und lief und lief, bis er den Ort wieder hinter sich hatte. Ein Freund, dem er sein Leid erzählte, rieth ihm, die pflichtvergessene Frau sowohl wie Wissel verhaften zu lassen, und begab sich mit Jenem nach Harrison vor den Richter, welcher die Klage annahm. Ein Polizist erhielt den Verhaftsbefehl, fand jedoch das Haus zweimal verschlossen, und erfuhr endlich, daß eine Wagenladung Hausgeräthe bereits fortgeschafft worden sei, und der Rest für die nächste Fuhre zusammengepackt bereit liege. Wissel, wurde ihm mitgetheilt, habe in New York Beschäftigung gefunden, wohin ihm Frau Karpf zu folgen beabsichtige. Der Polizist beschloß daher, auf die Rückkehr des Wagens zu warten. Gegen Abend erschien denn auch Wissel mit dem Gefährt, um den Rest der Sachen zu holen, und wurde verhaftet. Karpf wurde benachrichtigt und ersucht, vor Richter Lynch (diesmal wörtlich zu nehmen) zu erscheinen.

Zu Aller Erstaunen stand Karpf jedoch von einer weiteren Verfolgung der Angelegenheit ab, nachdem ihm Wissel versprochen, für seine Frau zu sorgen. Ja noch mehr! Er ließ sich von Wissel ein Schriftstück unterzeichnen, in welchem dieser seine Beziehungen zu Frau Karpf zugesteht. Als dieser feierliche Act vollzogen war, sagte Karpf zu Wissel: „Sie haben mich von meiner Frau befreit, — nehmen Sie zum Dank unser ganzes Mobiliar als Geschenk. Ich verzichte auf Alles." Richter Lynch entließ daher Wissel, welcher später mit dem seltsamen Gatten in einer Wirthschaft verschwand, wo vermuthlich der Vertrag durch einen edlen Trunk besiegelt wurde.

Unsere Grenzforts.

Laut jüngster officieller Zusammenstellung beläuft sich die Zahl unserer Militärposten auf nicht weniger als 168. Davon haben 47 keine Garnison; aber auch wenn man diese nicht mitrechnet, ist die Zahl immer noch eine enorme für einen Heeresbestand, wie der unsere ist. Dazu kommen auch noch 22 Zeughäuser, Arsenale und Geschütz-, Rekrutirungs- und Ingenieursdepots. Man neigt sich neuerdings ziemlich allgemein der Ansicht zu, daß diese Einrichtungen sich nicht lohnen, und daß es gerathen wäre, manche der Posten aufzuheben und die Truppen in andere zu concentriren, womit sich zugleich die Errichtung geräumigerer Baracken und Quartiere zu verbinden hätte. Bei der Entwickelung unseres Eisenbahnwesens kann man im Bedürfnißfalle auch von entfernteren Posten rasch genug eine Truppenmacht an einen gegebenen Punkt befördern, und viele der Posten sind daher mindestens überflüssig.

Im verflossenen Jahre sind wieder viele Empfehlungen seitens der Truppencommandeure in den verschiedenen Forts hinsichtlich dringend gewünschter Vergrößerungen und Verbesserungen eingegangen.

General Gibbon schlägt vor, daß das Fort Townsend (im Territorium Washington) und Fort Klamath (in Oregon) aufgegeben werden, und daß in den verbleibenden Garnisonen eine Truppenconcentrirung bis zur Höhe von je einem Regiment eintritt. Die genannten Forts sind aber nicht die einzigen, welche entbehrt werden könnten.

Der frühere Commandant der Pacific-Division, General Howard, stimmt allerdings, was das Eingehenlassen von Fort Townsend anbelangt, nicht mit General Gibbon überein, dagegen empfiehlt er, außer Fort Klamath auch Fort Verde (Arizona) und Fort Shelden (New Mexico) aufzugeben.

Andere haben wieder andere Empfehlungen zu machen; aus den Berichten Aller ergibt sich aber, daß die Zahl der Forts beschränkt werden, und diese Beschränkung Verbesserungen ermöglichen sollte. Dem „Indianerbekämpfer", General Miles, ist die Besatzung von Fort Wingate, New Mexico, nicht stark genug; er will dort ein volles Regiment Cavallerie haben, weil sich in nächster Nähe der zahlreiche Stamm der Navajo-Indianer befindet, welche mit Pferden und Waffen wohl versehen sind und sich leicht empören könnten.

So haben alle diese Commandeure ihre besondere Plänchen im Hintergrund. Den eingehendsten Bericht hat wohl General Stanley geliefert. Er verlangt eine Neuorganisirung aller Posten an der mexicanischen Grenze; mehrere möchte er eingehen lassen, um neue und größere errichten zu können.

Jedenfalls sind alle Betreffenden der Ansicht, daß eine Anzahl Posten getrost geopfert werden könnte, und das ganze System unserer Forts eine Umgestaltung verdiente. Der Congreß wird sich mit der Angelegenheit zu befassen haben.

Eine Frau Vicey Chance in Polk-County, Ark., soll 122 Jahre alt sein. Sie hat einen Sohn, der im 89. Lebensjahre steht.

Landstraßen-Misere.

In seiner jüngsten Jahresbotschaft hat Gouverneur Biber, genannt Beaver, von Pennsylvanien unter Anderm einen Gegenstand besprochen, der für alle Theile unseres Landes von Wichtigkeit ist und eigentlich schon längst viel mehr hätte besprochen werden sollen. Wir heben aus seinen diesbezüglichen Bemerkungen und Empfehlungen hiermit Einiges hervor:

„Ein altes Sprichwort sagt: „„Die Geschichte der Civilisation ist die Geschichte der Wege"". Wenn das wahr ist, so kann Pennsylvanien keinen Anspruch auf den höchsten Rang in der Civilisation erheben. Die Zeit ist gekommen, wo es in jeder Hinsicht nur der Sparsamkeit entspricht, unsere Landstraßen gediegen und dauerhaft herzustellen. Der Comfort unseres Publikums, die Rücksicht auf Schonung der Thiere und der Wagen u. s. w. und somit auf große Ersparniß beim Transportiren unserer Producte, die nutzlose Vermehrung von Feldwegen, — Alles weist darauf hin, daß die Gesetze betreffs der Anlegung der Landstraßen radical verbessert und in ein ordentliches System gebracht werden sollten."

Es liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß die Landstraßen Pennsylvaniens hinter denjenigen der Mittelstaaten überhaupt zurückstehen. Was sich von ersteren sagen läßt, trifft sicherlich auch auf die übrigen zu. Und nun gar die Landstraßen in den übrigen Theilen der Union?

Wir stehen in dieser Beziehung weit hinter der alten Welt zurück. Die Ursache hiervon ist leicht zu erkennen. Schon lange, ehe man Eisenbahnen baute, hatten sich die Landstraßen in England, Frankreich, Deutschland u. s. w. sehr vervollkommnet. Die Leute dort waren eben dazumal gezwungen, etwas Besseres zu leisten, um den Bevölkerungsverhältnissen und dem damit zusammenhängenden Verkehrswesen zu genügen. Anders bei uns. Als hierzulande der Binnenhandel soweit gediehen war, daß er bessere Verkehrswege erforderte, wurden schon die Eisenbahnen eingeführt; man baute dieselben so billig, wie möglich, um sie später aus den Erträgnissen zu verbessern. So trat das Interesse an den übrigen Land-Verkehrswegen in den Hintergrund; man unterschätzte den Werth derselben, — und theilweise mit großem Unrecht. Die gewöhnlichen Landstraßen in den Ver. Staaten sind heutzutage ohne Zweifel schlechter, als in jedem andern civilisirten Lande. Namentlich in unseren älteren Staaten giebt es hierfür durchaus keine Rechtfertigung. Die Eisenbahnen machen die Landstraßen bei Weitem nicht überflüssig, besonders was den Verkehr zwischen den Städten und umgebenden Landdistricten betrifft.

Man kann bestreiten, ob es sich bei uns lohnen würde, so breite, harte und glatte Landstraßen zu bauen, wie man sie in Europa hat. Jedenfalls aber sollten unsere Landwege soweit verbessert werden, daß sie sich in allen Witterungsverhältnissen für einen bedeutenden Verkehr eignen. Von diesem Ideal sind wir noch weit entfernt. Solide, wohlgepflegte Wege, fest genug, um vom Wetter ziemlich unabhängig zu sein, und doch nicht so hart, um die Pferde bei großer Geschwindigkeit zu stark abzunutzen, breit genug, daß mindestens zwei Fuhrwerke nebeneinander passiren könnten, und dazu noch auf beiden Seiten ein schmalerer und weicherer Gang, — das ist es, was wir nothwendig brauchen.

Gouverneur Beaver empfiehlt eine gründliche Revision der Landstraßen-Gesetze von Pennsylvanien als Vorbedingung der von ihm gewünschten Reformen. Das Landstraßenwesen ist vielfach den einzelnen Townships, statt dem Staate, unterstellt, und in der Besorgung desselben zeigen sich so große Unterschiede, daß der Reisende oft an der plötzlichen Verbesserung oder Verschlechterung im Zustand der Landstraße erkennen kann, ob er das Gebiet einer andern Municipalität betreten hat. Ohne daß der Staat dieses Departement ohne Weiteres an sich zu nehmen braucht, kann er doch eine gewisse Controle über die Compagnien ausüben, welche die Landwege besorgen.

— „Es gibt keine Kinder mehr!" hört man klagen — eine Erzählung des „P. L." straft diese Behauptung Lügen. Emilie S., 14 Jahre jung, und Karl M., ein Bankhauspraktikant von 28 Lenzen, Beide in Pest, die liebten sich inniglich und wurden, weil sie gar so lange auf die Hochzeit warten sollten, lebensüberdrüssig und beschlossen deshalb, vereint in den Tod zu gehen. Sie gaben sich zu diesem Behufe ein Stelldichein, das „letzte in diesem Leben", hinter dem Zollamt. Dort umarmten und küßten sie sich, um dann den Weg in's Jenseits anzutreten, wobei der junge Herr der jungen Dame achtungsvoll den Vortritt ließ. Das Dämchen that auch sogleich und sehr besorgt diesen verhängnißvollen Schritt, nur einen einzigen, kurzen Schritt vom Uferrande in die eiskalten Donauwellen, die über ihr zusammenschlugen. Die Kleine aber, eine tüchtige Schwimmerin, kam alsbald wieder mit dem verdrehten Köpfchen zum Vorschein und schrie aus Leibeskräften und mit Erfolg um Hilfe. Sie wurde herausgezogen und vernahm dabei, oh Schrecken! drei krachende Revolverschüsse, die ihr Anbeter auf sich abgefeuert, mitten — zwischen Brust und Arm hindurch. Die nasse Kleine und der schlechte Schütze wurden in einem Wagen von einem Konstabler zur Polizei gebracht, wohin man dann die „Herren Eltern" rufen ließ. Was weiter folgt, mag Familiengeheimniß bleiben.

— Als wir jüngst in Curhaven zu thun hatten — so schreibt das „Journal der Buchdruckerkunst" — suchten wir das Haus des Collegen A. Hermann daselbst auf, der uns als Original bekannt ist. Offenbar betreibt der Mann neben seiner kleinen Druckerei noch allerlei andere Sachen; seine Schaufensterchen wimmeln von Zeitungsausschnitten, Bildchen, Anzeigen u. s. w. Wir konnten uns nicht versagen, einige seiner Ankündigungen an Ort und Stelle aufzuzeichnen und geben dieselben hier wörtlich wieder: ‚Wer sofort eine Hypothek von Tausend Mark in das Eckhaus des Albert Hermann in Curhaven (Seebadeort) giebt, kann dafür alljährlich fünf Wochen ein gutes Zimmer für zwei Personen gratis beanspruchen mit Frühstück und Aufwartung. Kleiner Garten beim Eckhause 4 Bäume." — „Am 10. April findet in Curhaven-Ritzebüttel eine Hochzeit statt. Die gedruckte Beschreibung derselben und 10 Lieder, für jede Hochzeit passend, für 1 M. fr. zu haben. Albert Hermann, Curhaven-Ritzebüttel." — „Hier wird für 1 M. per Tag geflaggt." — „Unterzeichneter erklärt hiermit öffentlich, daß er herzlich gern bereit ist, bei Beerdigungen als Träger zu helfen, und zwar wie bisher, so auch fürder: entweder ein ganz einfaches Vesper, zwei Zigarren und eine Zitrone — kein Wein — oder, wo dieses der Raum des Sterbehauses oder die Krankheit nicht gestattet, für 1 M., falls die Beerdigung in Curhaven stattfindet, M. 1,50, wenn die Leiche nach Groden, Döse oder Altenwalde kommt, stets per pedes apostolorum (zu Fuß wie die Apostel) 1. Petri 4, 10. Albert Hermann."

Warum machen beim Küssen die Damen die Augen zu?

Für die Beantwortung dieser Frage ist kürzlich von einem Berliner Verleger ein Preis ausgesetzt worden; die „Deutschen Wespen" geben u. a. folgende Antworten:

1. Da sie selten dem Mann trauen, der sie küßt, so schließen sie die Augen, um anzudeuten, sie seien überzeugt, daß irgend Jemand sie Ihnen öffnen wird.
2. Die geküßten Damen kennen das Lied: „In den Augen liegt das Herz." Es ist daher ein Akt der Vorsicht, wenn sie die Augen schließen, weil sie fürchten, daß ihnen der Mann beim Küssen in's Herz sieht.
3. Die geküßte Dame kennt das Wort: „Liebe macht blind." Indem sie die Augen schließt, will sie andeuten, daß sie liebt, oder sie will dies nur dem Mann einreden.
4. Auch die Hühner schließen beim Krähen die Augen, weil sie es, wie man sagt, auswendig können. So können auch die meisten Damen das Küssen auswendig.
5. Die Damen wissen, daß ihnen beim Küssen häufig Wind vorgemacht wird. Sie schließen daher die Augen, damit es nicht zieht.
6. Damit sie schwören können, sie seien mit dem Betreffenden nicht unter vier Augen zusammengewesen.
7. Sie fürchten, daß ihnen Sand in die Augen gestreut wird.
8. Damit ihnen der Schalk nicht heraussieht.
9. Sie haben Furcht, beim Küssen einen Augenblick zu verlieren.

Amor.

Warum greift Amor zu Bogen und Pfeil,
Der Menschen Herz zu verwunden?
Warum hat er keine Flinte? Nun, weil
Die Liebe — mag sie auch sein unser Heil —
Das Pulver nicht hat erfunden.

— Eine gemüthliche Verhandlung spielte sich kürzlich vor einer Abtheilung des Berliner Schöffengerichts ab. Vor derselben erschien die Gemüsehändlerin Dillmar, welche wegen Meldekontravention ein Strafmandat von 5 Mark erhalten hatte. — Präsident: Nun, liebe Frau, weshalb bemühen Sie sich nun erst hierher, wenn Sie zugeben, das bei Ihnen wohnende Dienstmädchen nicht rechtzeitig angemeldet zu haben? — Angeklagte: Jotte doch, meine Herren, bedenken Se doch, die 5 Mark, die kann ich mir doch nicht aus den Rippen schneiden. — Präs.: Darunter können wir aber doch nicht gehen, denn 5 Mark ist die niedrigste Strafe.—Angekl.: Seh'n Se man zu, vielleicht jeben Sie Ihrem Herzen 'n Stoß—5 Mark! Herr, Du meine Jüte, was kann ick dafür die Kinder schon zu Weihnachten aufbauen! — Präs.: Es thut mir sehr leid, aber es geht beim besten Willen nicht, die Strafe zu ermäßigen. — Angekl.: Mein juter Herr, wenn ick aber recht schön bitte! Vielleicht machen Sie't doch billiger, 5 Mark ist heutzutage ein Haufen Jeld.— Präs.: Umsomehr sollten Sie sich wenigstens die Kosten eines Erkenntnisses sparen und den Einspruch zurücknehmen. —Angekl.: Ei, du meine Jüte! Noch mehr soll die Jeschichte kosten? Un Weihnachten steht vor de Thür, un die Kinder schreien nach Brot, un ick bin 'ne arme Wittwe mit vier lebendige Jöhren — da beruhige ick mir denn doch lieber un nehme meine Einsprache wieder zurück un retuhr. — Präs.: Daran thun Sie sehr recht.—Angekl.: Aber woher soll ick diese Menge Jeld blos nehmen? Vielleicht schreiben Sie mir 'ne Bescheinigung, dat ick bis nach's Fest mit warten kann. — Amtsanwalt: Na, liebe Frau, da gehen Sie nach dem Polizeipräsidium, machen einen recht schönen Knix und bitten darum, daß man Ihnen Theilzahlungen gewährt. — Angekl.: Ach, da danke ick recht schön. Ick werde mir von meiner liebenswürdigsten Seite zeigen!—Amtsanwalt: Im Uebrigen verdienen Sie doch in der Markthalle das Geld scheffelweise. —Angeklagte: Ick wär' schon zufrieden, wenn es blos einen halben Liter wäre.— Staatsanw: Na hören Sie, der Kohl wird doch immer theurer!—Angekl.: Ick möchte dem geehrten Herrn Gerichtshof auch wünschen, daß er meine Kinder un meine Schulden hat! Da pfeift er vielleicht auf ein anderes Loch. — Präs.: Nun gehen Sie nach Hause, liebe Frau, und sehen Sie zu, ob man Ihnen Theilzahlungen bewilligt.—Angekl.: Na denn Adje auch un recht verjnügte Feiertage!

— Die Kleinen wie die Großen.—Die kleine Bertha wünschte sich einen Puppenwagen und fügte ihrem Abendgebete auch die Bitte um einen solchen an. Zufällig kommt am nächsten Morgen ein Packet von der Tante aus der Stadt, welches u. A. auch den Puppenwagen für Bertha enthält. Am Abend sagt die Mutter Bertha's: „Nun, mein Kind, wirst Du heute beim Abendgebet auch dem lieben Gott danken für Deinen Puppenwagen?" — „Nein, Mama," erwiderte Bertha, „heute bete ich um einen neuen Hut!"

— An der Offizierstafel. Der Herr Major würzt das Mahl, wie gewöhnlich, mit seinen witzigen Einfällen. Natürlich lacht das ganze Offiziercorps militärisch-uniform. Ein junger Lieutenant wendet sich an einen älteren Kameraden, der lauter als alle anderen lacht. Was hat der Herr Major gesagt? — Er hat einen vorzüglichen Witz gemacht, — was es war, konnte ich leider nicht verstehen.

— Kleine Wahrheiten. Je voller Jemand den Mund nimmt, um so weniger hat er meistens zu sagen.—Nichts hängt einem leichter zum Halse heraus, als die Zunge seiner Schwiegermutter. — Das Theuerste auf der Welt ist das Bezahlen.

— Gymnasiastenstil. Der Herr Professor hat seinen Schülern als Thema eines Aufsatzes „Nutzen der Schifffahrt" gegeben. Einer von ihnen schließt seine Arbeit wie folgt: „....Und so können wir denn mit Recht sagen: Das Schiff ist das Kameel des Meeres!"

— Katheberweisheit. „.... Ja, meine Herren, es war eine große Zeit: Herder hatte seine „Wälder" geschrieben, Lessing war in voller Thätigkeit, Goethe hatte seine glänzende Laufbahn schon begonnen — und Schiller sollte — geboren werden!"

— Ein Vagabund, der in der Mansarde des fünften Stockwerks ein Unterkommen gefunden hat, bringt unten an der Treppe ein Plakat mit der Inschrift an: „Denken Sie an das Sprichwort: Es ist nur der erste Schritt, der Ueberwindung kostet."

— Kasernhofblüthe. Unteroffizier: „Seehauser, Sie sind doch der langweiligste Kerl im ganzen Regiment. Gegen Sie ist eine ägyptische Mumie der reinste Hanswurst!"

— Das Schneckerl. „Aber sag' doch, Peter, warum nennst Du denn Deine Braut stets „mein Schneckerl"? Sie ist doch weder so klein, noch so rund?" — „Aber sie hat ein Haus!"

— Triftiger Grund. Lehrer: „Also warum sollst Du nicht stolz auf Geld und Gut sein?" — Schüler: „Weil ich keins habe."

— Der Papierkorb ist der Spucknapf des Geistes.